

Der ewige Traum

Autor(en): **Caren**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 25

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646950>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER EWIGE TRAUM

Unser neuer Roman führt uns an die Riviera zu einer Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, als sich noch internationale Persönlichkeiten und solche, die es gern gewesen wären, dort trafen. Er erzählt uns von einem Erfinder, der in aller Stille und abseits vom grossen Leben Versuche unternimmt, um Gold künstlich herzustellen. Durch Zufall kommt er mit dem internationalen Grosskapitalismus in Berührung, der ihn zuerst fördert, um ihn und seine Erfindung dann zu vernichten, doch die Liebe findet Wege zu einem glücklichen Ende. Wir hoffen, unsern Lesern mit diesem guten und spannenden Roman manch angenehme Stunde zu verschaffen.
Die Redaktion.

Ariel Caliga erwacht von einem kühlen Luftzug, der über ihren entblösten Rücken streift. Sie richtet sich auf, reibt die Augen. Was ist los? Geschlafen? Es scheint so. Der Badeanzug ist schon ganz trocken. Und die Sonne ist plötzlich weg. Dort hinter dem Kap verblutet sie in einem phantastischen Abendrot. Das Meer sieht aus wie ein Kupferspiegel, den der Wind in Millionen funkelnder Splitter zerbricht. Auf dem Spiegel, da und dort, sitzen ein paar Fliegen: winzige schwarze Fischerboote. Dazwischen ein kleiner Segel-Schmetterling, zierlich schwebend, ganz aus Gold.

Die Tänzerin folgt ihm mit den Augen, bis er erlischt, sich auflöst im violetten Dunst der Ferne.

„O“, macht sie betrübt, „adieu, kleiner Schmetterling!“

Aufseufzend kehrt sie der Landschaft den Rücken und beginnt sich anzukleiden, erst die Sandalen, dann den Strandanzug, lichtgrüne Flatterseide, die ihr bezaubernd steht zu ihrer Teerosenhaut und dem tiefroten Haar. Wenn es nach ihr ginge, würde sie bis in die Dunkelheit hier bleiben. Aber da ist Kaja, die zankt, wenn man nicht pünktlich zum Abendessen kommt. Es muss übrigens bald soweit sein. Was sagt die Uhr?

Die Uhr sagt gar nichts, sie steht. Wahrscheinlich hat sie es übelgenommen, dass man sie beim Schlafen in den Sand eingedrückt hat. Es sollte überhaupt keine Uhren geben in einer so paradiesischen Gegend. Und keine Luxus-hotels mit langweiligen Menschen, für die man sich anziehen und schönmachen muss — an einem Abend wie diesem...

Ob der kleine Fischerbub dort eine Uhr bei sich hat? Er sieht nicht danach aus mit seiner geflickten Badehose und dreiviertel nackt, wie er ist. Aber man kann ihn ja fragen.

„Du, Kleiner!“

Keine Antwort. Der Kleine hört und sieht nicht. Breitbeinig, ein kleiner Triton aus Goldbronze, steht er auf seinem Felsensockel und stochert hingegeben mit einer langen Bambusstange im Wasser herum. Man muss ein Steinchen nach ihm werfen, damit er sich umdreht. Sein Gesicht ist vom Bücken gerötet, sein ulkiges Gassenjungengesicht, keck und schwermütig zugleich — nichts als Augen.

Ariel schenkt ihm ihr strahlendstes Lächeln.

„Kannst du mir sagen, wie spät es ist — ungefähr?“

Der Triton schaut nach dem Himmel. Zuckt die Achseln. Schreibt mit der freien Hand einen grosszügigen Schnörkel in die Luft.

„Ungefähr Abend.“

„Danke, das ist mir auch schon aufgefallen.“

Die beiden Augenpaare begegnen sich in einem lustigen Aufblitzen. Dann wendet der Kleine sich wieder seiner tiefschürfenden Beschäftigung zu. Mit seinem Bambusspeer

sticht er etwas aus dem Wasser, das sich von weitem wie eine grosse stachlige Kastanie ansieht.

„Was ist das, was du da fängst?“, erkundigt sich die Tänzerin interessiert.

„Bärchen.“

„Und was sind Bärchen? Etwas zum essen?“

„Und ob! Etwas Feines.“ Die Augen des kleinen Mannes drücken mitleidige Geringschätzung aus. Komische Person, die noch keine Bärchen gegessen hat! Man muss entschieden etwas für sie tun.

Er wird auf einmal ganz zutraulich im Bewusstsein seiner fachmännischen Überlegenheit. Hält ihr mit einladendem Lächeln seinen Korb hin, in dem allerhand Stachliges sich ballt.

„Wollen Sie welche? Keine Angst, sie beißen nicht! Warten Sie, ich mach' ihnen gleich ein paar auf.“

Und schon turnt er von seinem Felsensockel herunter und watet brausend durch das knietiefe Wasser ans Ufer.

Die Kastanien, Bärchen genannt, erweisen sich bei näherer Betrachtung als gewöhnliche Seeigel. Ariel bekommt Gänsehaut bei dem Gedanken, Seeigel essen zu müssen, aber sie will dem kleinen Burschen den Spass nicht verderben. Sicher will er sich ein paar Sou verdienen mit seinen Bärchen, der arme Kerl. Und er sieht gar zu reizend aus, wie er da im Sand hockt und mit einer rostigen Schere die Seeigel aufschneidet, sauberlich mittendurch, wie Zitronen. Dann spült er sie ein wenig mit Meerwasser aus und serviert sie auf einem der Feigenblätter, mit denen sein Korb ausgelegt ist.

Dämmerstunde

Dreh' an das Licht, denn es will Abend werden,
Und lass' im Schoss die Hände müssig ruhn.
Was willst du nach des Tagewerks Beschwerden
Noch in den stillen Abendstunden tun?

Dreh' an das Licht, wenn der Erinnerung Qualen
Zur Dämmerstunde durch das Herz dir ziehn;
Dreh' an das Licht, vor dessen milden Strahlen
Oft schemenhaft der Seele Leiden fliehn.

Doch, wenn die Dämmer Schatten Bilder malen
Von fernem Glück und zaubern sie dir vor,
Dreh' aus das Licht, lass' nur die Flamme strahlen,
Die aus dem Herzen leise wallt empor!

RUDOLF RIESENMEY

Ariel befolgt gehorsam seine Weisung, nur das Gelbe zu essen, was zwischen den strahlenförmigen Fächern schwimmt. Es schmeckt salzig und sonst nach gar nichts, findet sie, macht aber dem kleinen Wirt zulieb ein Gesicht, als ob es nichts Kostlicheres gäbe als Seeigel. Die Heuchelei rächt sich im Umsehen, denn der Junge legt ihr gleich noch ein ganzes Dutzend der stacheligen Meerungeheuer auf den Bademantel.

„Da — zum Mitnehmen!“

„Danke schön.“

Sie lächelt im stillen über den anmutigen Trick, seine Ware an den Mann zu bringen. Schleunigst sucht sie in ihrer Handtasche nach einem Geldstück, um es dem Bürschchen zu geben. Aber er verweigert mit Entrüstung die Annahme. Sein Gesicht ist ganz rot vor gekränktem Stolz.

„Nein, Madame“, erklärt er bestimmt, „die sind geschenkt.“ Und versteckt seine Hände hinter dem Rücken. Es scheint ihm wahrhaftig Ernst mit seinem Verzicht.

„Wenn du immer so grosszügig bist, wirst du schlechte Geschäfte machen“, meint sie lachend. „Kommst du öfter hierher zum fischen?“

Der Kleine nickt. „Ja, am Abend. Morgens hab' ich keine Zeit. Da muss ich einholen und kochen und die Hasen füttern. Zwei haben jetzt Junge, sechzehn Stück — so klein...“ Ein zärtliches Lächeln erblüht in dem Kindergesicht.

„Warum versorgt die nicht deine Mutter?“, verwundert sich Ariel.

Das zärtliche Leuchten erlischt. Eine rauhe Knabenstimme antwortet: „Mutter haben wir keine. Wir stehen allein.“

Es klingt fast abweisend. Armes Kerlchen, denkt sie, wahrscheinlich ein Haufen kleiner Geschwister, die er bemuttern muss. Und der Vater geht auf die Arbeit. Sie streicht ihm flüchtig übers Haar.

„Wie heisst du eigentlich?“

„Tino — von Konstantin. Vater nennt mich Stan. Weil das männlicher klingt.“

Das ist nun doch wieder zum Lachen, dieser drollige Ernst, mit dem der Knirps von Männlichkeit spricht. Man könnte ihn beinahe für etwas Besseres halten als einen Fischerjungen, trotz seiner Geflicktheit und seinem Mentoneser Kauderwelsch. Seine Glieder sind merkwürdig fein für ein Kind aus dem Volk. Und diese freie und sichere Anmut, mit der er sich bewegt! Aber das ist wohl nur der Genius der Rasse. In dieser Gegend sehen ja sogar die Strassenbettler wie entthronte Herzöge aus.

„Ich werde dich Tino nennen. Mir gefällt Tino besser“, erklärt sie. „Was ist denn dein Vater?“

Zögerndes Schweigen. Tino scharrt mit dem nackten Ferse verlegen im Sand.

„Erfinder“, sagt er schliesslich, während ihm eine rasche Röte ins Gesicht schiesst. Er scheint indes nicht geneigt, über diesen interessanten Vater nähere Auskunft zu geben. Mit sichtlich gespielter Gleichgültigkeit starrt er in die Gegend und fängt zu pfeifen an, eine Melodie, deren suggestiver Rhythmus die Tänzerin überrascht aufhorchen lässt. Was ist das? Der „Bolero“ von Ravel, der ihre künstlerische Phantasie schon seit Tagen beschäftigt?! Mit welcher musikalischen Sicherheit der kleine Gassenstrolch die schwierigen Variationen pfeift, keinen einzigen Takt daneben!

„Wo hast du denn das her?“, unterbricht sie ihn. Er verstummt einen Augenblick, um im nächsten genau auf den Ton wieder einzusetzen.

„Was denn?“, fragt er gleichgültig.

„Den Bolero. Woher kennst du den so genau?“

Achselzucken, erstauntes Lächeln.

„Weiss ich nicht. Bloss so, vom hören. Irgendwoher. Warum?“

„Weil ich... Komm, pfeif' mir das noch einmal, diese Stelle — ja, weiter!“ drängt sie und schleudert die kupferrote Lockenmähne zurück wie ein ungeduldiges Vollblutpferd, das zu lang im Stall gestanden hat. Ihre langen, edelgeformten Zehen trommeln den Takt in den Sand.

„Herrlich! Ich muss das einmal tanzen“, ruft sie glühend. Ihre Augen begegnen denen des Knaben, die sie mit scheuer Aufmerksamkeit betrachten.

„Wo tanzen...?“, fragt er unsicher.

Sie lacht. „Überall — in Paris, in London, in Konstantinopel — —“

„Ach so!“ Die Kinderaugen werden ganz blank. Allerschand romantische Vorstellungen gaukeln darin. „Zirkus!“, meint er wie in jäher Erleuchtung.

Ariel schüttelt sich vor Vergnügen.

„Das nicht gerade, aber etwas ähnliches — eine Tanztournee, wenn du weisst, was das ist.“

Nein, natürlich weiss er das nicht. Er begreift nur ganz dunkel, dass es etwas mit Kunst zu tun hat und mit allen Lockungen dieser Welt. Sein Kindergesicht steht plötzlich in Flammen.

„Ich werde auch Künstler“, erklärt er unvermittelt. „Musiker, ja — oder vielleicht Komponist. Wenn Niki mich nicht mehr braucht, reise ich auch in der ganzen Welt herum und verdiene viel, viel Geld.“

Er hat daheim eine Occarina, erzählt er, auf der spielt er die schwierigsten Stücke, auch solche, die es noch gar nicht gibt, die ihm manchmal so einfallen.

„Das nächste Mal bring' ich die Occarina mit und spiel' Ihnen etwas vor, etwas Selbsterfundenes. Soll ich?“, fragt er mit einem reizenden Lächeln. Sie nickt, ganz ernst.

„Natürlich sollst du. Und wenn du gross bist, machst du mir die Musik für meine Tänze, und ich nehme dich mit nach Amerika und überallhin. Abgemacht?“

Sie streckt ihm wie einem jüngeren Kollegen die Hand hin, eine langgegliederte, herrliche Hand, in die er schüchtern seine schmutzibraune Kinderpfote legt.

„Also auf morgen abend“, schlägt sie vor. Seine Kinderstirn legt sich in männliche Sorgenfalten.

„Nein“, sagt er kopfschüttelnd, „morgen kann ich nicht. Da muss ich mit in den Steinbruch — Material holen. Vielleicht...“ Die Fortsetzung bleibt ihm im Halse stecken. Er stösst einen grellen Pfiff aus und winkt mit beiden Armen nach der Uferstrasse hinüber, auf der gerade ein kleiner, hochrädiger Eselkarren vorbeirollt.

Der Lenker des Gespanns, ein breitschultriger Mann in Hemdärmeln und mit einem Riesenstrohhut auf dem Kopf, dreht sich flüchtig um und knallt als Antwort mit der Peitsche, ohne aber seinen gemüthlichen Zotteltrab zu unterbrechen.

„Das ist Onkel André, der muss mich mitnehmen“, erklärt Tino, schon auf dem Sprung. „Er kann nämlich nicht anhalten, wegen der Chicca. Wenn die mal zum Stehen kommt, geht sie überhaupt nicht mehr weiter.“

Hastig rafft er sein Angelgerät an sich und jagt in langen Sätzen die Böschung hinauf, dass der Sand wie Wasser an ihm hochspritzt. Ein kleiner Anlauf, ein Schwung — und schon sitzt er auf dem nach hinten etwas abschüssigen Wägelchen. Da erst fällt ihm ein, dass er sich ja noch gar nicht von seiner schönen Strandbekanntschaft verabschiedet hat. Er reisst sich schnell das bunte Halstuch ab und schwenkt es wie eine Flagge über dem Kopf.

Ariel Caliga winkt diesem flatternden Wimpel nach, bis er mitsamt dem Gefährt ihren Augen entschwunden ist. Als sie sich wieder zurückwendet, begegnet ihr Blick dem eines älteren Herrn, der eben angekommen, wenige Schritte von ihr entfernt sein Fischergerät auspackt. Sie erkennt ihn gleich an seinem weissen Spitzbart und der Basketmütze: es ist ihr Freund, der Antiquitätenhändler aus Menton, bei dem sie nie vorbeigehen kann, ohne ihm irgendeine

Veltlinerstube

Herrngasse 25 (Casino)

seiner bezaubernden Spielereien abzukaufen. Auch er hat sie erkannt, er zieht grüssend seine Mütze und scheint Lust zu haben, eine kleine Unterhaltung anzuknüpfen. Die Tänzerin nickt ihm lächelnd zu.

„Ein reizender Bengel. Kennen Sie ihn, Herr Broccard?“

Der Alte schmunzelt belustigt unter seinem Henriquatre.

„Freilich, das war doch der kleine Raffal, der Sohn von dem Goldmacher.“

„Von wem...?“ Sie glaubt, nicht recht verstanden zu haben.

Herr Broccard lacht über ihr erstauntes Gesicht.

„Haben Sie nie in dieser Gegend von dem Goldmacher Raffal gehört, Madame? Den kennt in Menton jedes Kind. Er haust mit dem Jungen in einer alten Baracke ganz draussen im Gorbotal und behauptet, aus einer Handvoll Erde Gold machen zu können.“

„Ein Schwindler also?“

Der alte Herr zuckt nachsichtig die Achseln.

„Schwindler ist vielleicht zuviel gesagt. Eher ein Narr, der selbst an seinen Schwindel glaubt.“

„Und den lässt man so frei herumlaufen?“

„Warum nicht? Solang er keinen Schaden anrichtet mit seiner Narretei. Wir sind hier an allerhand gewöhnt. An dieser Küste wimmelt es von verrückten Typen.“

Die Tänzerin schweigt eine Weile und zeichnet nachdenklich Figuren in den Sand. Jetzt begreift sie, warum Tino vorhin so rot geworden ist und sich über die „Erfin-

dung“ seines Vaters nicht näher auslassen wollte. Armes Kerlchen! Was für ein Unglück, so einen Narren zum Vater zu haben! Die Geschichte beginnt sie zu interessieren.

„Und der Kleine“, forschte sie weiter, „wie alt kann der sein? Höchstens zwölf, dreizehn Jahre — wie?“

Broccard nickt bestätigend. „Ungefähr — ja. Vor vier Jahren, als sie nach Menton kamen, war er noch ganz klein, ein schwächliches Bürschchen. Sie wohnten in der Pension „Florida“, schräg gegenüber von meinem Laden, ich sah sie alle Tage vorübergehen. Damals hatten sie wohl noch etwas Geld. Die Frau war lungenkrank, eine hübsche Frau. Sie ist dann hier gestorben.“

„Und der Mann, diesen sogenannten Erfinder meine ich?“

„Der ist hier hängen geblieben — wie so viele. Diese Gegend hat es in sich. Schon mancher ist nur für ein paar Wochen hierher gekommen und bis an sein Lebensende dageblieben. Die Meisten gehen hier ein bisschen aus dem Leim. Das macht unser Klima, „le démon du midi“, wie wir sagen. Der weissbärtige Südfranzose droht lächelnd mit dem Finger. „Geben Sie nur acht, Madame, dass Sie ihm nicht auch verfallen!“

Die Tänzerin schüttelt lachend den Kopf.

„Keine Gefahr! Ich bleibe nirgends hängen, dafür ist gesorgt. Noch drei Wochen, dann ist die Herrlichkeit hier zu Ende, dann geht es wieder auf die Wanderschaft — leider. Ich hätte sonst gar nichts dagegen, Ihren „démon du midi“ ein wenig kennenzulernen.“ (Fortsetzung folgt)

HAUS- und FELDGARTEN | *Wegleitung*

Was wir jetzt säen:

Lauch, zum Verpflanzen im August; Ernte im Vorsommer des nächsten Jahres; *Buschbohnen* ($\frac{3}{10}$), bis Ende Juni, zur Ernte im August/September; *Karotten*, fr. Nantaise (5 Reihen, Ernte im September), sp. Berlicumer, Meaux, Chantenay (4 Reihen, Ernte: Ende Oktober); *Salat Cazard*, *Lattich* (5 Reihen, Ernte im August); *Schnittmangold* (5 Reihen, Ernte ab Ende Juli); *Pflücksalat* (Randsaat, Ernte ab August); *Kresse*, *Schnittsalat*, *Monatsrettich* (Rand- oder Zwischensaat, Ernte: 4 Wochen nach der Aussaat); *Endivien* (4 Reihen, Ernte: September/Oktober).

Nicht vergessen: Lockern, Erdünnern, Schädlingsbekämpfung.

Vom richtigen Giessen

Die Pflanze braucht, wie jedes Lebewesen, zum Gedeihen Wasser. Am zuträglichsten ist ihr das Regenwasser. Ist der Boden trocken, so verlangsamt sich das Wachstum oder steht ganz still. Im Vorsommer ist der Boden nur in der obern Schicht trocken. Hält man ihn nun locker, so steigt die Feuchtigkeit nach oben; und dazu kommt noch, dass die Pflanzen in solchen Fällen die Wurzeln ungewöhnlich stark verlängern (Selbsthilfe). In diesem Falle braucht man nicht zu giessen; denn es ist eben so: *den Boden locker halten erspart giessen*. Nach Mitte Sommer aber kommt es sehr häufig vor, dass der Boden bis tief hinunter trocken ist, und da versagt dann die Selbsthilfe. Jetzt erst wird das Giessen notwendig. Es ist also nur ein *Notbehelf* und nicht, wie bei so vielen Pflanzern die Hauptgartenarbeit im Sommer. Wer es wagt, wie ich in meinen Kursen, im Vorsommer *nicht* zu giessen, wird Wunder erleben, wenn dann der gelockerte und sonnendurchwirkte Boden vom Regen durchtränkt wird; das Wachstum ist jetzt geradezu ein sprunghaftes, und in 1—2 Tagen ist nicht nur aller Rückstand restlos nachgeholt, sondern sogar überholt. Aber immer wieder kann ich feststellen: «Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.» Und vom Frühjahr bis zum Herbst wird gedankenlos und schematisch gegossen, wenn möglich noch, wie ein Wendrohrführer, aus der Waschküche mit einem Schlauch. «Es tschuderet eim ganz!» Die Folge davon: ein ungeschlachter, unfruchtbarer, stets geschlossener Boden. Also auch hier: kein Schema, sondern Verstand und Vernunft!

Merke Dir folgendes über das *richtige* Giessen:

1. Während der *ganzen* Pflanzperiode müssen alle verpflanzten Setzlinge immer so lange begossen werden, bis sie angewachsen sind.

2. *Giesse gründlich!* a) *Reihensaat*: Ueberbrause das Beet rasch, denn das Wasser muss geschluckt werden; es darf niemals schwemmen. So geht man von Beet zu Beet, bis man hinten aus ist. Dann beginnt man so manches Mal wieder von vorne, bis der Boden mit Wasser durchsättigt ist; 5 Liter pro Quadratmeter ist ein Minimum.

b) *Einzelne Pflanzen*: Du machst um jede Pflanze herum, ohne die Wurzeln zu lösen, ein Grübchen und füllst es so oft mit Wasser, bis es nicht mehr geschluckt wird. Das gilt ganz besonders auch für die Stangenbohnen. Am Schlusse wird das Grübchen wieder mit trockener Erde zugedeckt.

3. *Giesse mit gestandenem Wasser*, und wenn es *sonnen-durchwärmt* ist, ist es noch besser. Du lässt am Dachablaufrohr eine Wasserfalle einrichten, damit das Regenwasser in das daneben stehende Fass fliessen kann.

4. Am besten begiessst Du am Abend; denn es verdunstet so viel weniger Wasser und dringt dann auch viel besser hinunter ins Erdreich.

5. *Saaten* haben zum *Keimen* Feuchtigkeit nötig; deshalb sollte der Boden, bis sie gekeimt sind, stets feucht sein. Also anbrausen! Am besten braucht man dazu ein sogenanntes Treibhauskännchen mit feiner Brause.

Auch beim Ankauf der grossen Giesskanne muss man darauf achten, dass die Brause das Wasser fein ausströmen lässt. Am besten eignet sich für den Pflanzler die *10-Literkanne*, auch deshalb, weil man so leichter Lösungen für die Düngung und Schädlingsbekämpfung herstellen kann. G. Roth.

Schädlinge im Garten?

Wie bekämpfen; welches Mittel wählen; was ist besser, stäuben oder spritzen; wie kombinieren, usw. Was es auch sei, wir beraten Sie gerne, auch wenn Sie heute noch nicht kaufen wollen

Samen-fummel, Bern

Zeughausgasse 24
Tel. 3 54 69